

Nr. 14. Bromberg, den 19. Januar. 1934



Roman von Hans Friedrich Blunck.

(8. Fortsetzung.)

„Hat Eure Mutter Euch das gesagt?"

Das Mädchen kniff den Mund zusammen und ließ Wessels Hand fahren. Ein Zwist kam zwischen ihnen auf; in den Wochen der Einsamkeit auf O hatte sich infolge ihrer Beschäftigung eine Spannung gebildet, die gereizt durch ihre Worte hallte.

„Singt Ihr heut wieder das Lied vom Grindel?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Wollt Ihr mir's wehren?"

„Es gibt Streit, wo Ihr's schlagt!"

„Es peitscht die Lauen auf. Hört Ihr's nicht gern?"

„Meine Mutter weint so leicht."

Da funkelten Wellels Augen auf, seine Zähne blitzten zwischen den Lippen. „Ihr seid gering geworden, Avelke!"

Das Mädchen blieb stehen und stampfte auf den gefrorenen Sand. Dann erschlaffte ihr Trotz, die Augen baten. „Ihr wißt es besser, warum lügt Ihr?"

Wessel begann von Hein Hoyer zu sprechen — sein Schatten stand hinter allem Aufruhr —, er redete von der Schlacht in der Hamme und von der neuen Gemeinschaft der Menschen. Seine Worte schwangen leidenschaftlich, er packte das Mädchen am Arm. „Das Mühlrad läuft, aber es mahlt kein Korn. Verwünscht die Geister, die sich nach halbem Sieg zur Nacht begaben!"

Das Mädchen aber sah den Ducknackigen vor ihren Vater treten, sein Fuß stieß achtlos an den blutigen Helm des Toten. Ihre Augen füllten sich, so daß Himmel und Erde in ihren Tränen auf und nieder sanken. Heftig suchte sie nach Verächtlichkeiten.

„Kaiser der Hansen möcht er werden, glaubt Ihr's nicht?"

Klaas Wessel antwortete nicht, er dachte längst darüber hinaus.

Avelke aber sah Hoyer vor sich, nah wie Lid und Auge. „Ihr solltet ihn töten", sagte sie in den Wind.

Ein Wetter nahte, einer dumpfen Trommel gleich, die alles Blut mit ihrem Dröhnen aufjagte. —

Frau Elke wartete in ihrer Kammer. Sie betete für einen, den sie in der Hamme begraben hatte, und betete um ihre Ruhe. Seitdem Graf Geerd sie aus toten Augen angeblickt hatte, ging ihr Leben hin wie ein ängstlicher Traum.

Die Tochter war leise hereingekommen und setzte sich neben sie, die Hände im Schoß. „Der Spielmann ist da, wir wollen zu Herrn Lüneborg!" Frau Elke griff nach dem Täschchen, in das ihr Gebetbuch eingenäht war, und strich vorm Spiegel hastig über ihr Haar.

Einmal lächelte sie dabei, wie aus weiter Ferne. Die Tochter sah es; sie möchte vieles fragen und möchte sich wohl am Herzen der Mutter bergen, aber eine Furcht, Mahnungen und Entsagungen zu hören, hielt sie zurück. Da schritten die Frauen, jede mit sich selbst beschäftigt, die knarrende Treppe hinab.

Die Scheite knisterten im Kamin, Herr Lüneborg horchte auf das Prasseln und Singen der Flammen. Er hatte ein hartes, vorspringendes Gesicht, stolz und herrisch, aber wenn Frau Elke kam, konnte er weich und kindlich gut in die Welt träumen. Seine Augen wurden fröhlich, als er die Schritte nahen hörte, er hob die gichtigen Finger, grüßte und bat Wessel zu beginnen. Der kniff die Augen zusammen, verbeugte sich nach rechts und nach links und lachte wie ein Schelm. Und er sang einen Vers vom Grindel, aber bevor man grollen konnte, kam das Leib- und Trinklied des Herrn Lüneborg hinterdrein. Dann narrte er die Hörer wieder und sang vom Fastnachtsmummenschanz der Ämter, bei dem die Herren von Holstein verspottet werden. Er ließ die Drommeten blasen, Trommeln und Hörner spielen und hölzerne Speere im Turnier zerspringen. Und er belustigte sich über alle andächtigen Grauköpfe und Bürgermeister. Aber ehe Herr Lüneborg ihn verwies, begann er ein altes trauriges Lied vom Herzen des Alternden und von einer Frau, die er als Kind auf den Knien getragen hatte. Und Herr Lüneborg starrte ins Feuer und schwieg, hinter seinen Augen arbeitete es. Frau Elke aber blickte an ihm vorbei und wünschte, daß Herr Esturny bald nach Deutschland käme, wie er geschrieben hatte.

Klaas Wessel sang lustig und abgründig, wie ihn das Lied packte; er fühlte sich wie ein Seiltänzer, der unter grellem Himmel über eine schreiende Menge tanzt und sie narrt und doch weiß, daß er eines Tages ihre neugierige Angst erfüllen und unter sie stürzen wird. Dann sammelte er sich, sein Blick suchte das Mädchen, das ihm zuhörte, und er begann weich, bekenntnishaft zu spielen. Von seinem Leben sang er ihr, das, ein rätselhafter Ton, durch die Einsamkeit kam, aufbrauste, um zu verklingen.

*

Bei Helgoland stieg Herr Esturny auf den „St. Jürgen" über, eine Kogge, die ihm die Hamburger unter dem Befehl des Hauptmanns Hoyer ehrenvoll entgegengesandt hatten. Man wollte König Heinrichs Gesandten gut einstimmen für die kommenden Verhandlungen zwischen England und der Hanse.

Die beiden Freunde schritten im Schutz der Schanzen und Segel auf dem hohen Bugkastell auf und ab und waren eifrig dabei. voneinander zu erzählen.

Der Engländer konnte nicht genug von Hamburg erfahren, und Hoyer fühlte eine behagliche Bürgerlichkeit, wenn er ihm von seiner Stadt erzählte.

„Steht die Salzkammer noch?" fragte Esturny hastig, „und das Buttelhaus und die Münze?" Er sprach weiter, ohne auf Antwort zu warten. „Und der Speersort?"

„Am Speersort ist alles beim alten. Sucht Ihr jemand?"

„Ihr kanntet Elke Wichert, mein ich? Ihr wißt, ihr Vater hatte eine Fitte in Schonen, dicht bei den englischen."

„Frau Elke Wichert?" fragte Hoyer bedrängt.

Esturny war es, als wollte der Freund in sein Geheimnis dringen. „Wenn Ihr's nicht wißt —"

„Es geht Frau Elke gut, glaube ich, aber sie ist nicht in Hamburg."

Sie schwiegen beide.

„Erinnert Ihr Euch Frau Elkes von früher?" fragte Hoyer plötzlich.

„Erinnern", fragte Esturny versonnen, „wie sollte ich mich nicht erinnern, Freund? Alle toten Tage des Lebens finden sich in einer Ferne wieder. Und die schönen unter ihnen geben ihr das Antlitz, und sie beginnt morgens zu leuchten, wenn man aufsteht, und leuchtet im Versinken des Abends."

Der Hamburger wiegte den Kopf, er wußte nicht zu antworten und blickte dem Sturm nach. —

Hornlichter leuchteten von den Masten nieder. In der Ferne zog die erste Flut einen breiten Gischtrand über die Sande. Mitunter überwehte eine Börden grauen Reif, dann fuhren Schneeschauer über die Watten und verdunkelten sie.

Das Wetter fing sich in der Elbmündung; der Bug bohrte sich in die Dünung, Finsternis wuchs aus den Wassern, umwand die Schiffsborde und zog Höhe und Tiefe über der Kogge zusammen. Der Sturm dröhnte, eingeengt zwischen Gewölk und Meer, und die weißen Pferde, die neben der Kogge einherliefen, leuchteten fahl in die Nächtlichkeit.

Hein Hoyer schaute entzündet in den riesigen Kampf. Er wollte sich wieder an Esturny wenden — da schwankte der, es war, als wollte er die Hände wehrend aufrecken, — aus dem Dunkel hob sich ein Schatten, drohend wie ein unförmiger Schnabel, der aus dem Wasser wuchs; Segel hingen in fahler Nebelhaftigkeit darüber. —

Vom Mast der Kogge kam ein durchdringender Schrei, der aus vielen Mündern widergellte. Einen Augenblick schienen die beiden Schiffsleiber sich gegeneinander aufzubäumen, dann brach donnernd und lastend ein eichener Bug in den „St. Jürgen" ein; Dunkelheit hob sich mit ihm, schien sich ins Deck zu schieben, wich wieder und sank langsam berstend in die Nacht zurück. Ein Sturz von brechendem Holz prasselte auf das Schiff nieder, zerfetzte die Schanze, zerriß die Taue und dröhnte in die Hilfeschreie und brüllenden Angstrufe der Sinkenden.

Die Kastelle der Kogge neigten sich müde und hingen wie schiefe Türme über dem Zwischendeck. Einige verzerrte Gesichter leuchteten an den Seiten empor — ein rasender, alles überbrüllender Befehl; dann fiel das Schiff langsam gegen den Strand ab, wie ein weidwundes Tier, das sich unter der Nacht verkriecht.

Rasche Hände lösten Flöße und Boote; die Segel zerrissen, donnernd standen die Grundseen auf. Aus Sturm und orgelnder Tiefe kam der Tod zum St. Jürgen. —

Das Watt war tief und dunkler als die Nacht. Mühselig, mit sterbenden Füßen schleppten sich Gerettete durch Schlick und Priele auf ein fernes Feuer zu. Der Himmel lag in schwarzer Unendlichkeit, Donner der Brandung rollte urweltlich auf und nieder.

Die Männer hielten sich an den Händen, aller Augen waren auf das Licht von Neuwerk gerichtet, das stärker als Sturm und Himmel schien und mitten in der Nacht den Arm in ihr Verzagen reckte. Schultern und Stirnen beugten sich ihm entgegen. Zuweilen kamen Priele, in denen die Flut aufströmte; dann stampften die Schiffbrüchigen in das eiskalte Wasser, bis die ersten Männer versanken und die andern umkehrten und am Rand entlang eine Furt suchten, — die Blicke aufgerichtet zu dem gelben Arm des Leuchtturms, der sie segnete. Mitunter auch kam eine eiskalte Bö wie ein grauer Tod durch die Nacht, sie trug prasselnde Pfeile aus Kälte und schneidendem Schmerz, die sich in alle Glieder bohrten. Dann versank auch das Licht auf eine Weile, und es blieb wieder ein Mensch zurück, der den Glauben verlor und darum sterben mußte. Die andern aber wanderten, auf einander gestützt, mit weit aufgerissenen Augen geradeaus. Bis das Licht wieder aufzuckte und näher wuchs und gelbe Lachen auf dem bebenden Watt weckte. Der Sturm brüllte dazu, als hockte die Hölle auf allen Rändern der Dunkelheit, der Boden rollte und hielt die müden Füße schlingend umfaßt. Aber das Licht rief durch die Nacht, und das Verlangen nach ihm trieb den Leib mit letzter Kraft voran.

Hoyer führte Herrn Esturny. Er hatte ihm den Arm um die Schulter geschlungen und wanderte mühsam, Schritt für Schritt, hinter den Schiffern her.

Esturny sehnte sich nach einem Versagen seiner Kraft. Ihm war jeder Schritt, als würd's sein letzter, aber die Hand von seiner Schulter ließ nicht von ihm ab und trieb ihn unbarmherzig voran. Mitunter dachte er auch an Frau Elke, und es war, als zog das Leben ihn noch einmal sanft zu sich. Dann wieder wünschte er, die Nacht siegte über den Arm, der ihn zwang.

Aber der Mann, der ihn führte, wurde stark und stärker. Eine Kraft wuchs in Hoyer, eine Hingabe an das Feuer in der Ferne. Gleich Brüdern riefen sie einander, gleich zwei Bränden, die sich an einem glühenden Seil entgegenliefen. Seine Stirn hob der Krumme und rief übers Watt die Bootleute an, und der lebensbrünstige Schall seiner Stimme hallte wie Glockenhämmern.

Esturny strauchelte, der Tauschnee rann eiskalt an seinen Händen hinab. Er ging, dünkte ihn, in einem tiefen Stollen zwischen Wolken und Erde, aber der Weg wurde enger, vor seinem Auge erlosch das Licht, das am Ende blinkte. Er strauchelte wieder und ließ sich auf die Knie nieder. Da spürte er, daß der Schlick Schiffschollen trug, und die Hand, die ihn festhielt, verdoppelte ihre Kraft, riß ihn hoch und stieß ihn gegen ansteigendes Land.

Fischer nahmen die Schiffbrüchigen auf, halfen ihnen, brachten sie zum Amtmann und pflegten sie. —

Hein Hoyer trat als erster in den Herrensaal, um Herrn Lüneborg den Untergang des St. Jürgen zu melden.

Der Raum war dunkel. Im hohen Kamin spielten die Flammen, huschten über die Holzkloben, sprangen in roten Gestalten auf und warfen übergroße Schatten auf Schränke und Rahmen. Hein Hoyer schritt hart auf den Stuhl des Kranken zu. Er trauerte um das Schiff, aber er war stolz, den Tod bezwungen zu haben, neigte sich gegen die Frauen im Schatten und berichtete über den Zusammenstoß: „Herr Esturny rettete sich; ich bring ihn Euch, Lüneborg."

Eine Frauenstimme stöhnte auf im Dunkel. Ein leiser, trostloser Schrei: „Ihr, Herr Hoyer?"

Ein Tüchlein fiel zu Boden, er hob es auf und reichte es dem Mädchen, das es verloren hatte. Aber als er sich zu ihm beugte, wurde sein klopfendes Herz sofort still und das Wort zerfiel auf seinen Lippen. Er fühlte plötzlich alle überwundene Müdigkeit und hätte das Schicksal um Gnade anflehen mögen, aber er hatte nicht die Kraft zum Wort.

Herr Lünborg rührte bestürzt an seinem Arm. „Geht, wenn Ihr erschöpft seid, Freund!" Hein Hoyer sah Avelke Wichert, er ließ den Blick sinken und heftete ihn wieder auf ihr Mieder und auf die matten Striche Goldes, die an ihren Armen hinabliefen.

„Geht, Ihr tut meiner Mutter weh, Herr Hoyer!"

Die Flamme sank, der Hauptmann stieß mit dem Fuß fröstelnd ein Holzscheit in die Asche. Dann wandte er sich, all seine Gedanken waren zusammengezogen auf den Weg, den er mit schweren Gliedern bis zur Tür schritt.

Aus einem Winkel des Herrensaales kam Herrn Lüneborgs Lieblingslied. Als es geendet, folgte eine stärkere, aufrührende Weise. Der Spielende schwieg dazu, als wüßte er die Worte und wagte nicht, sie zu singen. Avelke horchte, blickte verstohlen auf die blassen Finger, die über die Fiedel strichen, faltete die Hände im Schoß und ließ die Wimpern fallen, lächelnd, als hütete sie ein Geheimnis.

Frau Elke dachte an den Toten in der Hamme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Deutsche.

Skizze von Hans W. Sporck.

Er war noch ein junger Mann, dieser merkwürdige Deutsche. Es gab nicht viel Auffallendes an ihm. In einem gewissen Alter zwischen zwanzig und vierzig sehen sich ja auch die Seeleute fast aller Nationen ziemlich ähnlich. Sie haben grobe Fäuste mit rostfarbenen Innenflächen, sie schwingen die Füße in kleinen, unnötigen Kurven, wenn sie an Land gehen, und sie trinken gerne einen kräftigen Schluck.

Bei dem jungen Deutschen, um den es sich bei dieser Geschichte handelt, kam noch dazu, daß er eine sozusagen lang-

same Art zu lächeln hatte! Wenn sein Gesicht etwa ganz ernst war, so blieb es auch noch einen Augenblick ganz ernst, wenn sich etwas Heiteres ereignete. Nach zwei oder drei Sekunden zuckten dann aber seine Mundwinkel. Und es schien dann immer, als erwachten von diesem Zucken nacheinander alle die vielen, kleinen Gesichtsmuskeln, die das Lächeln beim Menschen in Bewegung setzt. Seine Stirn glättete sich, die Haargrenze wich um eine Kleinigkeit zurück, die Backenhaut faltete sich, die Augenwinkel wurden ganz klein und zuletzt begannen auch die Augen selbst von innen heraus zu leuchten.

Es gab in Port Said, in Hoboken, in Plymouth und in Port Viktoria eine Reihe von Mädchen, die dieses langsam sich entfaltende Lächeln genau kannten und immer wieder aufmerksam hinschauten, wenn es sich entwickelte. Übrigens aber dreht es sich bei dieser Sache hier nicht um ein Mädchen.

Sondern darum, daß der junge Deutsche auf irgend eine Art in den Hafen von Habana geraten war und kein Schiff hatte. Es ist immer sehr schlimm, wenn ein Seemann kein Schiff hat. In Habana ist es noch besonders kitzelig, kein Schiff zu haben. Es gibt Seeleute, die zwei volle Monate in Habana gelegen haben, ehe sie wieder einen Job fanden. Natürlich verzweifelt man dann langsam, man wird ärgerlich, ungeduldig, man schiebt Kohldampf und die Kleider reißen ab.

Als der Junge aus Deutschland fast vier Monate in Habana herumgelungert hatte, kam eines Tages die „Empreß of Madagaskar" in den Hafen. Sie können es glauben, die „Empreß of Madagaskar" ist ein feines Schiff. Bananendampfer zwischen den westindischen Inseln und Cherbourg. Der Deutsche ging an Bord, baute sich vor dem Käpten auf und ließ ihn sein langsames Lächeln sehen. Aber der Käpten brauchte Niemanden, keinen Kohlenzieher, keinen Küchenjungen, keinen Dunkyman, keinen Leichtmatrosen, keinen Rudergänger. Der Deutsche löschte sein Lächeln ab und ging wieder.

Aber am anderen Tage war er wieder da. Und am nächsten Tage auch. Und am folgenden Tage zum dritten Mal. Am vierten Tage sollte die „Empreß of Madagaskar" losgehen. Eine Viertelstunde vor Ankerauf zog der zweite Offizier den Deutschen unter der Persenning des Rettungsbootes Nummer Vier hervor. Er hatte also „Blind" spielen wollen! Er bekam ein paar tüchtige Puffe und flog die Gangway hinunter.

Die „Empreß" ging von Habana zunächst nach Porte di Bestro, das ist nicht weit von Habana und es gibt eine abenteuerliche Schmalspurbahn dorthin. Als die „Empreß" in Porte di Bestro festmachte, stießen der Käpten und der Zweite und der Ingenieur und der Rudergänger zu gleicher Zeit zwei Dutzend Flüche aus. Wer stand da auf der Mole und lächelte? Der Deutsche!

Es war für die Männer auf der „Empreß" klar, daß er alles daran setzen würde, unter allen Umständen mitzufahren. Geheuert oder blind, dieser verdammte Junge würde es auf jeden Käse versuchen. Und er würde sich vermutlich nicht wieder unter die Plane von Lifeboat IV verpacken, ihm würde etwas Besseres einfallen! Der Käpten rief den Koch. „Smith, paß mal auf!" — sagte er — „Sieh dir da drüben den Jungen an. Wir wissen, daß er als Blinder mit uns fahren will. Hier sind drei Dollars, geh' an Land, nimm den Jungen mit und sauf' ihn unter den Tisch! Hörst du, Smith, du sollst ihn so vollsaufen lassen, daß er heute abend um elf Uhr so gut wie tot irgendwo neben einem Bartisch liegt! Und du komme dann schnell an Bord, wir gehen um kurz nach Elf ankerauf! Go on!"

Sie können glauben, das war eine Sache für Jerry Smith! Er lief in die Kombüse, warf seinen weißen Kittel neben den Herd, zog seine prima hellblaue Jacke an, pfiff „God save the King" und stürmte an Land. Hakte den Deutschen unter und verschwand mit ihm in der nächsten Kneipe. Das war übrigens die Palmweinschenke von Don Rosalio Magestino Pertez. Merken Sie sich den Namen, es ist die fabelhafteste Palmweinkneipe von Porte di Bestro!

Jerry und der Deutsche schlugen eine große Schlacht. Natürlich nicht für drei Dollars! Jerry gab im ganzen siebzehn nordamerikanische und vierzig mexikanische Dollars aus. Von seinem eigenen Geld, denn es war natürlich auch für ihn allerlei wert, ganz außer der Reihe an Land zu kommen. Weg mit dem Geld, her mit dem Wein! Und der Teufel hole diesen Kapitän, der seiner Gesellschaft vermutlich zehn Dollars ankreiden würde. „Zur Abwehr eines blinden Passagiers!"

Und der Wein schmeckte und die Mädchen lachten und Don Rosalio Magestino Perzet dienerte und schmeichelte. Und der Deutsche zeigte sein wundervolles, langsames Lächeln und die Mädchen waren verrückt auf ihn. Um zehn Uhr war die ganze Kneipe sternhagelvoll. Alle, der Wirt, die Mädchen, Jerry und sein Deutscher, alle anderen Gäste ebenso! Und Jerry pfiff wieder „God save the King" und umarmte den Deutschen, er küßte ihn sogar. „Nie wieder Krieg zwischen England und Deutschland!" rief er. „Prost!" Und dann sanken sie beide unter den Tisch. Der Deutsche lag friedlich im Arm des Engländers, die Mädchen torkelten in ihre Stuben, der Wirt schlief hinter dem Schanktisch die Gäste zogen ab, denn Jerrys Geld war restlos ausgegeben. Um elf Uhr tutete die „Empreß" zum erstenmal, um fünf Minuten nach elf zum zweiten Mal. Um viertel Zwölf tutete sie, daß der Hafen wackelte, und zehn Minuten später ging das Schiff ankerauf! Kurs Cherbourg!

Am anderen Morgen schwamm die „Empreß" im Golf von Mexiko und der Kapitän war sehr zufrieden. Er ging in die Kombüse, um sich eine Tasse Kaffee geben zu lassen. Smith, der Koch, saß neben dem Herd und schlief. Er mußte spät an Bord gekommen sein, denn er hatte anscheinend noch keine Zeit gehabt, seine schöne, hellblaue Jacke gegen seine weiße Kochkladage auszutauschen. Und er schnarchte, Donnerwetter, wie schnarchte Jerry!

„Jerry!" — rief der Kapitän — „Jerry, du versoffenes Loch, wach' auf und koche mir Kaffee!" Und Jerry taumelte auf seine Beine und tat einen unsicheren Schritt auf die Feuerstelle des Herdes zu, gähnte und drehte sich um. Sah den Käpten an und lächelte. Das war eine sozusagen langsame Art von Lächeln! Zuerst zuckten seine Mundwinkel. Und von diesem Zucken erwachten alle die kleinen Muskeln, die ein Mensch im Gesicht hat, um mit ihnen zu lächeln. Seine Stirn glättete sich, die Haargrenze wich um eine Kleinigkeit zurück, die Backenhaut faltete sich, die Augenwinkel wurden ganz klein und zuletzt begannen auch die Augen ganz von innen heraus zu strahlen.

Kapitän John Tompsy von der „Empreß of Madagaskar", mit Bananen von Habana nach Cherbourg unterwegs, sah dieses Lächeln sehr aufmerksam an. Dann sprang er mit beiden Füßen zugleich vom Fußboden auf, warf sich auf Gegenkurs und raunte auf die Brücke. Da standen der Erste und der Ingenieur und der Rudergänger und der Supercargo. Sie sahen ihren Käpten vollbraß herankommen, und sie wären am liebsten in einen Kohlenbunker gesunken.

Aber sie hatten sich zu früh gefürchtet. Tompsy war friedlich, er hatte es nur so verdammt eilig, seinen Leuten zu sagen, daß dieser Deutsche mit dem langsamen Lächeln als Koch, als regelrechter Koch auf der „Empreß of Madagaskar" fahre. Und Jerry Smith? Tja, der lag vermutlich immer noch unter einem Tisch in der Palmweinkneipe des Don Rosalio Magestino Pertez in Porte di Bestro. Merken Sie sich den Namen, diese Kneipe ist wirklich die beste Palmweinstelle auf Cuba.

Spanische Miniaturen.

Erzählt von Hans Bethge.

König und Sterndeuter.

Ein Astrologe in Madrid hatte das Horoskop gestellt, daß eine Dame bei Hof, der das Herz Philipps II. entgegenschlug, in früher Jugend sterben werde.

Der König war entrüstet über diese Prophezeiung und befahl den Astrologen zu sich. Er hatte seinen Höflingen aufgetragen, sie sollten den Hellseher ergreifen und zum Fenster hinaus in den Manzanares werfen, sobald er, der König, das entsprechende Zeichen dazu geben werde.

Der Sterndeuter kam, und Philipp fragte ihn unwirsch: Ihr maßt Euch an, in die Zukunft sehen zu können. Sagt mir, wann Ihr sterben werdet?"

„Drei Tage vor Euer Majestät", antwortete der kluge Mann voll Ehrerbietung, aber mit vollkommener Sicherheit.

Der König stutzte. Er unterließ das Zeichen an die Höflinge. Er teilte dem Hellseher mit, daß ihm der königliche Hofarzt jederzeit zur Verfügung stünde.

Feinde.

Zwischen den Spaniern und Portugiesen herrscht seit ewigen Zeiten eine unversöhnliche Feindschaft.

Ein portugiesischer Grande hatte an einen spanischen Würdenträger einen Brief zu schreiben und titulierte ihn darin „Ew. Gnaden". Der Spanier antwortete und titulierte den Portugiesen „Ew. Exellenz". Nun schrieb auch der Portugiese in seinem nächsten Brief „Ew. Exellenz". Diesmal erwiderte der Spanier mit „Ew. Gnaden".

Es wurde dem Portugiesen zu bunt, und er fragte bei dem Spanier offen an, warum er immer einen anderen Titel wähle als den, der ihm gegeben werde.

„Mir sind alle Titel gleich", erwiderte der Spanier, „vorausgesetzt, daß wir keinen gemeinsam führen".

Monarchen.

Karl V. kam während der Belagerung einer Stadt ziemlich nahe an das Feuer einer feindlichen Batterie heran. Seine Offiziere beschworen ihn, sich zurückzuziehen.

Karl lachte. „Könnt ihr mir in der ganzen Weltgeschichte einen einzigen Monarchen nennen", fragte er, „der von einer Kanonenkugel getötet worden ist?"

Guter Vergleich.

Als König Philipp IV. von Spanien das Land Portugal und einige andere Provinzen verloren hatte, gab er sich den Beinamen „der Große".

Der Herzog von Medina sagte spottend: „Unser König ist wie ein Loch in der Erde. Je mehr Erde man von ihm wegnimmt, desto größer wird es."

Der Zweifler.

Ein spanischer Priester predigte von der Kanzel herab: „Als der Teufel den Heiland auf die Zinne des Tempels führte, zeigte er ihm die schönsten Fluren Italiens, Deutschlands und Frankreichs. Zum Unglück für den Versucher wurde die Aussicht in die Ferne durch die Pyrenäen begrenzt. Denn wenn der Heiland unser herrliches Spanien erblickt hätte, — ich glaube kaum, daß er dem Teufel hätte widerstehen können!"

Alba.

Herzog Alba sprach eines Tages mit Karl V. über die Angelegenheiten in Italien. Er gab dem Herrscher den Rat, sich durch Mord von all den überflüssigen Fürsten zu befreien, die dort Besitzungen hatten.

„Und was wird aus meiner Seele?" erwiderte der Kaiser.

„Majestät haben eine Seele?" fragte darauf Alba kalt. „Dann ist es Zeit, abzudanken, Majestät."

Zurechtweisung.

Karl V. hatte einen schweren Anfall von Rheumatismus hinter sich. Sein Gang war noch seltsam ungeschickt, so daß sich ein Lächeln in das Angesicht des Hausministers stahl. Karl bemerkte es und fragte: „Warum lächeln Sie?"

„Sire", entgegnete der Minister, „wenn ich die unsicheren Schritte Euer Majestät betrachte, muß ich daran denken, wie gut es ist, daß der Staat nicht so schwankt wie Euer Majestät."

„Hüten Sie sich in Zukunft vor solchen Gedanken!" sagte der Kaiser zwar freundlich, aber doch mit einem Unterton von Strenge. „Ein Staat wird nicht von den Beinen eines Herrschers regiert sondern von seinem Kopf."

Das Grabmal.

Unter den Studenten von Salamanca geht folgende alte Geschichte um:

Einst wanderten zwei Kommilitonen nach Segovia. Sie kamen an einem Grabe vorüber, auf diesem stand ein Stein mit der Inschrift: Hier liegt die Seele des reichen Pedro Domingo begraben.

„Verrückt!" sagte der eine Student. „Als wenn man eine Seele begraben könnte!" und wanderte lustig weiter.

Der andere blieb stehen und überlegte, ob nicht ein tieferer Sinn in diesen Worten verborgen sei. Er ließ seinen Kameraden ein Stück voraus, hob den Stein mit der seltsamen Inschrift, grub mit den Händen in die Tiefe und zog plötzlich einen Schatz heraus, auf dessen Hülle die Worte standen:

„Du, der du genug Verstand besaßest, den Sinn meiner Grabschrift zu erkennen, nimm diese Schätze, an denen ein Geizhals hing, und mache einen besseren Gebrauch davon als er!"

Der Student richtete den Stein wieder auf, verneigte sich dankbar vor dem Grabe und ging glücklich seiner Wege, die Seele des verstorbenen Geizhalses Pedro Domingo unter dem Arm.

Der Schrecken.

Karl V. legte, wie man weiß, den Königsmantel ab, um die Kutte eines einfachen Mönches anzuziehen.

Als er eines Morgens die Aufgabe hatte, die Mönche des Klosters zu wecken, war er gezwungen, einen Bruder heftig zu rütteln, da dieser durchaus nicht aus seinen Träumen erwachen wollte.

Endlich fuhr der Mönch voll Schreck empor, starrte dem ehemaligen Kaiser entsetzt ins Angesicht und sprach: „Du hast die Welt lange genug in Angst und Schrecken versetzt. Bist du infam genug, auch uns noch zu erschrecken, die wir der Welt längst Lebewohl gesagt haben?"

Anekdoten.

Sie sind allzumal Sünder.

Herr Asmus hatte unter seiner Gemeinde einen Ehebrecher und sagte nach der Predigt: „Ich habe unter meinen Zuhörern einen Ehebrecher, der von Sünden nicht ablassen will, aber ich vermahne ihn hiermit, daß er davon abstehe und sich bekehre, oder ich will ihn kommenden Sonntag namkundig machen." Jener aber blieb wie er war. Den andern Sonntag brachte Herr Asmus vorige Vermahnung, aber umsonst. Den dritten Sonntag sagte er: „Ihr, meine Zuhörer, wißt, wie ich einen unter dieser Gemeinde nun zweimal gewarnet und zur Buße vermahnet habe, aber es ist alles umsonst gewesen. Damit nun gleich ein jeder sehen mag, wer er ist, so will ich ihn (er hatte einen Stein in den Ärmel gesteckt und zeigte diesen der Gemeinde) mit diesem Stein auf den Kopf werfen." Indem er tat, als wenn er werfen wollte, waren es wohl hundert, die die Köpfe bückten. „Hoho", sagte Herr Asmus, „ich meinte, ich hätte einen Ehebrecher, aber ich sehe wohl, es sind mehr da."

Narrenfreiheit.

Als Kaiser Karl V. den König von Frankreich, Franz II. welcher früher sein Gefangener war, in Paris besuchte, sagte der Hofnarr zum Könige: „Ich bin doch nicht mehr der Narr allein, denn ich habe zwei Kameraden." — „Wieso?" fragte der König. — „Der erste Narr ist Karl, der nach Paris kommt. Der zweite, Sire! sind Sie, daß Sie ihn nicht gefangen nehmen, und der dritte bin ich, daß ich mich unterfange, das zu sagen." Nach dieser Erklärung sprang der Hofnarr davon.



Lustige Ecke



Das größere Übel.

„Ich schreibe Witze," erzählt Alfred, „und meine Frau macht Bilder darüber."

„Da hast du Glück", antwortet Anton, „ich male Bilder, und meine Frau macht Witze darüber."

Gedächtnisstärkend.

Student (zu einem angehenden Mediziner):

„Du, was soll ich dagegen tun? Ich habe die letzte Zeit ein so schwaches Gedächtnis."

„O, da weiß ich ein gutes Mittel. Borg' mir mal 20 Mark."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.